

# Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

## Die Natur.

Gleich einem Buch ist die Natur,  
Und glücklich preise ich die Wesen,  
Die es verstehen, voll Genuß  
Und Freude stets darin zu lesen.

Da wird man weise, wird man klug,  
Der Herzensfriede kehrt uns wieder!  
Der Wald raunt Märlein wunderbar,  
Die Vögelin jauchzen Liebestieder!

Die Sterne thauen Trost herab,  
Die Blumen hauchen Rosenamie;  
Es ist ein reizend Lenzgedicht  
Der Bach im jungen Blüthenarm!

Geschichten weis der Sommerwind  
Von Ernst und Lust und Leid auf Erden  
Gleich einem Buch ist die Natur  
Und wer es liebt, wird glücklich werden!

## Das Briefgeheimnis!

Reise-Stizze von Paul A. Kirstein.

Frau Dr. Möbius war nun also fort.

Es war diesmal nicht so glatt und leicht gegangen, wie in all den Jahren vorher, wo sie einfach, wenn die Schulfriestage begannen, für sich und ihren Mann, den Oberlehrer Dr. Walter Möbius, die Koffer packte und mit ihm zusammen an irgend einen schön gelegenen Ort fuhr — o nein, diesmal hatte es Kämpfe gegeben, die immer weiter sich ausdehnten und immer schroffere Gestalten annahmten bis endlich Herr Dr. Möbius erklärte, überhaupt nicht mitfahren zu wollen, und allein zu Hause blieb.

So war Frau Dr. Möbius dann auch allein auf die Reise gegangen. Es war ihr zwar schwer auf die Seele gefallen, als sie ganz einsam für sich die Vorbereitungen treffen mußte, als sie niemand fand, mit dem sie so nach allen Richtungen hin das Wie und Wo einer Erholungsreise erörtern konnte. Das gerade war sonst immer so nett gewesen. Wochen und Wochen vorher hatte sie schon mit ihrem Mann Karten und Pläne durchstudiert, hatte die Baedeker aller Gegenden durchgesehen und sich lange Zeit, bevor die Ferien kamen, an den Wonnen neuer Gegenden kerauscht.

Und wenn sie dann endlich ein bestimmtes Ziel hatten — wie hatten sie das nach allen Richtungen hin beleuchtet, wie hatten sie sich auf die bestimmten Punkte geehrt! Alles blieb daheim zurück. Sie freuten sich, vorher so viel wie möglich zu entnehmen und zu sparen, nur um dann die ersehnten Schönheiten recht von Herzen und so lange als es nur ging, genießen zu können.

Und diesmal? Wie war das alles, alles anders! Wie kalt und nüchtern im Vergleiche zu dem heißen Verlangen, das sie in den früheren Jahren verspürt. Allein mußte sie diesmal gehen, und in ein kleines Dorf auf Rügen, das sie kaum dem Namen nach gekannt, und das sie nur aufsuchte, weil sie ja allein kaum in ein größeres Seebad gehen konnte, und weil sie eben auch sparen wollte und mußte. Wenn er, ihr Mann, der es doch am nötigsten hatte, sich schon die Reise nicht gönnte, dann wollte sie wenigstens auch nicht als Verschwenderin leben.

So hatte sie sich zum diesmaligen Ziel Sellen erwählt, das tief, von dichten Wäldern eingeschlossen, weit vorn auf der Insel Rügen liegt, und eigentlich mehr Dorf als Resort ist. Kein Stieg, der hinaus in die dort ganz heftig pochende Ostsee geht, und das Anlegen der Schiffe erleichtert, kein Kurhaus im besten Sinne, keine Reunion — nichts. Nur schöne freie Luft und weite, harmonische Spaziergänge.

Als sie nach dem kurzen, etwas kühlen Abschied endlich in Stettin anlangte, da war ihr Muth schon ziemlich geschwunden. Die lange Wartezeit in der ihr unbekanntem Stadt, die Angst sich zu verlieren oder ihr Gepäck nicht richtig wieder zu erhalten, gaben ihr keine ruhige Minute. Ihr sah sie wirklich schon als eine Geleierterung, als sie den frisch geschneierten Boden des etwas breiten Schiffes unter ihren Füßen spürte, und sich nun für eine Weile geborgen fühlte.

Aber auch hier kam sie nicht recht zur Ruhe. Sie mußte immer daran denken, wie sich ihre Reisen in den früheren Jahren gestaltet hatten. Da stand ihr kenntnisreicher Mann neben ihr, und was auch immer dem erstaunten Auge auffiel, das wußte er für mit klaren und leichtverständlichen Worten zu erklären. Dabei verging dann die Zeit auf die angenehmste und netteste Weise, und ehe sie sich's

noch recht versah, waren sie am Ziel ihrer Reise.

Und heute? Wie schön das alles neben ihr hin, wie gleichgültig und langweilig. Was sie gern wissen mochte, das konnte sie nur mühsam aus den Brocken hören, die von den Umstehenden für sie abfielen. Sonst sah sie fast theilnahmslos immer an demselben Fleck.

Ihr wollten die Gedanken nicht aus dem Sinn, daß eigentlich ihr ganzes Leben unrecht und verwerflich war. Sie hatte einen so tüchtigen, einen so fleißigen und ordentlichen Mann — erst jetzt war ihm wieder eine Aufbesserung seiner Stellung zugesagt — und doch war sie allein fortgegangen und hatte ihn in der unwirthlichen Wohnung zurückgelassen, in der aller Herrath vergeschlossen, alle Möbel verpackt und umwunden waren. Und während sie sich in der schönen Gegend erkreuen und beleben wollte, sah er, der es weit nötiger hatte wie sie, in der stäubigen Stadt, der schlechten Obhut einer fremden Dienstmagd anvertraut.

Ihr war das Herz recht ganke. Zwei große, dicke Thränen traten ihr in die Augen.

Warum er auch bloß nicht gesagt hatte, was das eigentlich für ein Brief war, den er so häufig vor ihr verborgen, als sie ihn zufällig fand. Ihr kam die Handschrift so bekannt vor, und gerade — gerade deshalb wollte sie es wissen. Sie hatte ja auch keine Geheimnisse vor ihm — warum hatte er ihr nicht frei und offen die Wahrheit gesagt.

Statt dessen war er bei ihrem ewigen Fragen unwirksam geworden, hatte sie angefahren, wie sie sich so sehr — und das Ende war diese traurige einsame Reise. Er hatte sie nicht begleiten wollen — sie waren in Unfrieden von einander geschieden!

Für fünf Wochen! Ihr ging das ganz leicht aus dem Kopf.

Wenn nur nicht ihr Trost, ihr unabhängiger Trost noch so allem hinzu gekommen wäre! Dann hätten sie sich unter Verführern und Lachen und Scherzen vielleicht doch geeinigt, dann hätte sie erfahren, was in dem Brief stand, und dann wären sie vielleicht doch geeinigt, wie in allen früheren Jahren, wo gerade ihr stetes Zusammensein beim Reisen das Schönste war.

So aber sah sie nun einsam auf ihrem Schiff, das Weinen im Herzen näher als die Freude, und keinen Ausblick, daß sich das verlieren könnte. Sie kannte sich zu gut. Sie wußte sie, Sehnsucht und Neugier würden sie nicht in Frieden lassen, sie würden ihr das ganze Vergnügen vergällen, und ihr nur bange Wochen voller Sorgen und Zweifel beschicken.

Sie hätte am liebsten das Schiff gleich mitten in der Ostsee wieder halten lassen und wäre heimgekehrt. Aber wenn sie das auch hätte thun können, was würde es ihr nützen. Von selber würde sie ihr Mann nie aufklären, und ihn darum bitten, wieder und wieder bitten — nein, das konnte sie nicht! Das hatte sie als Kind schon nicht getrunn, und sie erinnerte sich noch ganz deutlich, wieviel ihr schon damals die Laune dadurch getrübt würde, wieviel sie entbehren mußte, nur weil sie sich nicht überwinden konnte.

Einmal durchschritt der Kiel des Schiffes die ziemlich hochgehenden Wogen. Von beiden Seiten spritzte es hell auf, in weissem Gischt, wie im Horn über die Annahung und Störung.

Vom Ufer stießen die ovalen, unförmigen Segelboote ab. Sie ließen sich auch kurzer Zeit dicht an dem jetzt fest eranterten Schiffe nieder, um die Passagiere an Land zu bringen.

Frau Dr. Möbius trante ihre Sachen zusammen und stieg unter Herzklopfen ein. Nun war sie wieder einen Schritt weiter, aber ruhiger wurde sie nicht. Ihr war im Gegenheil als wäre sie nun von allem abgetrennt, als hätte sich jetzt erst recht vor ihr die Verbannung aufgehoben.

Leise tröpfelte es vom Himmel nieder. Der frische Wind hatte Regen mitgebracht.

„Ach das noch,“ dachte sie die arme Frau, und begann mit aufgespanntem Schirm die Suche nach einem Quartier.

Ihr war so weh, so weh um's Herz. Sie mußte über eine Stunde lang laufen und konnte nichts finden. Alles war schon besetzt, und was irgend passend war, erst für die nächsten Tage frei!

Es blieb ihr also nichts anderes übrig — sie mußte für diese Nacht wenigstens in ein Hotel. Kleider und Schuhe waren schon durchnäßt, in den Athmungsorganen meldete sich verstopfen ein Schnupfen — und sonst alles aufgeweicht und finster. Sie fand sich nicht einmal mehr ordentlich zu recht.

Das Zimmer war schmucklos und klein, die Wände dünn, daß man jedes Wort von nebenan verstehen mußte und nichts, was ihr die Situation auch nur etwas angenehmer machen konnte. Sogar nicht einmal eine Lampe war zu haben.

Sie fühlte sich todunglücklich. Und dazu hörte sie noch von nebenan immer glückliches, frohes Lachen. Ein Hochzeitspärchen auf der ersten Reise, das sich freute, beim Regen für sich im Zimmer bleiben zu können und das sich küßte... so zärtlich, so selig und über alles Maß zufrieden!

Ah ja, damals waren auch sie noch beide so gewesen!

Aber nein, nicht nur damals. Eigentlich ja auch die ganzen, langen Jahre noch hinterher. Immer glücklich, immer so harmonisch miteinander!

Und nun, dieser dumme Brief... Was ging er eigentlich an! Ihr Gatte hatte doch keine Geheimnisse vor ihr gehabt. Wenn er es diesmal hatte, mein Gott... was konnte denn das schon so Schlimmes dran sein! Ihr Gatte, der stets so offen, so ehrlich und aufrichtig zu ihr war, daß er mit allem, was ihm durch die Seele fuhr, immer zuerst zu ihr kam.

Sie mußte jetzt wirklich weinen über ihren Trost, über ihren Einsamkeit! Und über ihre furchtame Einsamkeit! Dann aber setzte sie sich auf und schrieb einen langen, wenig logischen Brief. Nur kommen sollte ihr Mann, kommen s' ochnell als möglich. Sie wollte ihn nicht mehr bitten und quälen, sie wollte ihn in Frieden lassen, und nur froh sein, wenn er wieder bei ihr war, da sie es sonst nicht mehr aushielte.

Trost Regen und Wind brachte sie den Briefen und ihr Post. Dann ging sie wieder in ihr einfaches Zimmer, und bei Kerzenlicht unter vielen Thränen und ohne Abendbrod betrachtete sie den ersten Abend auf ihrer ersten, einsamen Reise.

Am nächsten Tage regnete es immer noch, Frau Dr. Möbius gab deshalb immer noch das Wohnungsgeld auf und blieb im Hotel. Wenn ihr Gatte kam —... der wußte ja doch leichter und schneller als sie Rath zu schaffen.

Aber wann konnte das sein? Doch sicher noch zwei Tage! Zwei volle Tage! Und nebenan küßten sie sich immer noch, und ihr ließen die Thränen... Abends wurde das Wetter etwas besser.

Nur um sich etwas von dem vielen Weinen zu erholen, ging sie an den Strand. Der Dampfer kam wieder, die Boote legten an —

„Aber — was — was denn das?“ — Das war ja — Ihr Mann!

Sie stürzte auf ihn zu. „Walter! Ist es denn möglich?“

Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust. „Gott sei Dank! Ich hielt's schon nicht mehr aus!“

— Und du bist doch gekommen, ohne meinen Brief, ohne meine Bitte, ohne alles?“

Er streichelte sie zärtlich. „Ich wußte ja, du hält's nicht aus.“

Sie schüttelte nur den Kopf, und wieder kamen die verträubelten Thränen.

„Na siehst du, d'rum kam ich von selbst, gleich nachdem ich den Brief — du weißt doch — erledigt!“

Sie sah ihn bittend an. — „Ach Walter —“

Er lachte auf. „Und nun aber — weißt du, was drin stand? Da lies mal!“

Sie schämte sich — dann aber jubelte sie auf. „Du guter, guter Mann! Ist es denn wahr? Du hast meine Schwester eingeladen und sie kommt?“

In beiden Zimmern küßten sie sich jetzt — wie junge Paare...

## Verständnis.

Frau: „Wenn Du nicht weißt, wo Du gestern Deinen Schirm hast, ich lasse ihn, dann mußt Du heute noch mal überall dahin gehen, wo Du gestern warst!“

Mann: „Um Gottes willen — soll die Seufzerei wieder von vorne angehen!“

## Ne nachdem.

„Ist der Mann, der Ihnen soeben eine Zigarre gab, ein guter Freund von Ihnen?“

„Das weiß ich selber noch nicht! Ich muß erst die Zigarre rauchen!“

## Vorschlag zur Güte.

Gerichtsvollzieher: „Herr Spund, möchten Sie denn nicht mit Ihrem Freund Süßig zusammenziehen... die Herren thäten mir dadurch manchen Weg ersparen!“

## Schicksals-Humor.

Novellette von Georg Bötticher.

Der alte, kinderlose längst verwitwete Geheimrath Weigand in Dresden hatte, noch zu Lebzeiten seiner Gattin, den verwaisten Sohn eines Verwandten ins Haus genommen und auf seine Kosten erziehen lassen. Dieser Großneffe war erwachsen und seit etwa einem halben Jahr als Maler in Italien, wo er, bei den denkbar geringsten Ansprüchen, und mit einem hübschen, wenn auch nicht außerordentlichen Talent gerade so viel verdiente, um durchzukommen.

Nach dem Fortgang seines einzigen Verwandten fand sich der Geheimrath, der einst in puncto Frauenliebe ein großer Schwermüthiger gewesen und noch jetzt, als tüchtiger Siebziger nicht unempfindlich gegen weibliche Reize war, mehr noch als bisher auf den Umgang mit seiner Gesellschafterin, einer stattlichen Dreißigerin, angewiesen, und diese Dame, die günstige Gelegenheit erkennend und für ihre mede bestens benützend, hatte bald in dem alten, aber noch leistungsfähigen Geheimrathsherzen einen Johannistrieb zu wecken verstanden, der sich zunächst in von ihr geübeter, ja ermunterter Zärtlichkeit betunde und schließlich dahin führte, daß eines schönen Tages der Herr Geheimrath Fräulein Ettmühl — so hieß die Gesellschafterin — in aller Form Rechtens und unter der Bedingung, daß sie ihm bis an seinen Tod treue Pflege angedeihen lassen werde, als Tochter adoptirte. Vor der Lächerlichkeit einer Heirat waren sie beide, scheint es, doch zurückgeblieben.

Ein Jahr darauf segnete der alte Herr das Zeitliche. Hans Herwig, der Großneffe, empfing im fernen Rom die Nachricht vom Tode des Onkels — zugleich mit einer Abschrift von seinem Testamente, laut dem — zur Uebertragung des Malers, der bisher nichts von der Adoption gehört hatte — Fräulein Mara Ettmühl als Adoptivtochter zur Universalerbin des gesamten Nachlasses eingesetzt ward. Der Teste war in dem Testament mit der goldenen Taubenur des Verstorbenen abgefunden, „in Anbetracht des Umstandes, daß er bereits 15 Jahre lang die Unterstützung des Erblassers genossen habe und jetzt, als selbständiger Mann in einfühlendem Beruf, deren nicht mehr bedürfe.“

Doch war in dem höchst umständlichen, ganz offenbar von dem Verstorbenen selbst abgefaßten Schriftstück ausdrücklich bestimmt, daß Fräulein Ettmühl über das vorhandene Baarvermögen — es stellte sich zu ihrem Schreden auf nur 20,000 Mark heraus: der Geheimrath hatte eine sehr hohe Leibrente bezogen, die mit seinem Tode natürlich wegfiel — so wie über die umfangreiche Bibliothek, Möbel, Geräte und Kleidungsstücke vor uneingeschränktem Verfügen dürfe, daß sie aber gehalten sein solle, bei ihrem Ableben alles, was sich alsdann vom dem Ererbten bei ihr noch vorfände — insbesondere auch die Tagebücher, Briefschaften und Familienbilder, die überhaupt nicht verkauft oder verschenkt werden dürften — dem Maler Hans Herwig oder seinen Erben zu hinterlassen.

Es war eine Klausel, die jedem Verstandigen ein Lächeln abnöthigen mußte, denn sie verpflichtete — wenn man von den 5-6 Familienbildern und den für Fremde überhaupt werthlosen Familienpapieren ablas — zu rein gar nichts. Sie gestattete der Erbfin, alle Gegenstände zu Gelde zu machen und dies nebst dem Baarvermögen bis auf den letzten Pfennig zu verbrauchen; denn wer sollte ihr nachweisen können, daß das bei ihrem Tode etwa vorhandene Geld gerade von dem Ererbten herrühren müße?

Fräulein Ettmühl verfuhr denn auch demgemäß. Sie beilegte sich, die Bibliothek, die Möbel und Kleider versteigern zu lassen, und zog dann aus der Residenz in ihr Vaterstädtchen, wo sie, froh des geschickten Ertragens, und fern von den hämischen Bemerkungen neidischer Bekannter, fortan ihre Tage verbrachte.

Dem enterbten Neffen aber schrieb sie einen empfindsamen Brief, worin sie die väterliche Güte des Verstorbenen pries und sich umständlich entschuldigte, daß sie die Familienbilder und -papiere vor der Hand behalten, da sie sich gerade von diesen intimen, ihrem Herzen so theuren Gegenständen nicht zu trennen vermöge, daß sie sie ihm aber treu bewahren werde.

Hans Herwig war viel zu gutmüthig, jung und leichtginnig, um sich aus dem Verlust von Dingen viel zu machen, an deren Besitz seine harmlose Seele bisher nie gedacht hatte.

Er verkehrte sich bald darauf mit einem lieben, aber gleich ihm armen Mädchen, und über dem Schaffen

in seiner geliebten Kunst und für die geliebte Frau, die ihm im Laufe der Jahre drei Kinder schenkte, schwand ihm zuletzt selbst die Erinnerung an die ihm einst entrückte Erbschaft des alten Onkels.

Doch sollte er wieder daran erinnert werden. Siebzehn Jahre waren seit des Onkels Tode vergangen. Hans Herwig war längst von Italien nach einer kleinen thüringischen Residenz übergesiedelt, wo er als Porträtmaler in bescheidenen, aber ihn zufriedenstellenden Verhältnissen lebte, als er eines Tages ein verpacktes Aufschreiben des Dresdener Erbschaftsgerichts empfangt mit der Mitteilung, daß „ein Fräulein Mara Ettmühl, verstorben im Mai dieses Jahres, ihn zum Erben eines Theiles ihres Nachlasses, bestehend in 600 Mark Baargeld und einigen Gegenständen, eingesetzt habe, welche Erbschaft er an Gerichtsstelle, respektive in der Wohnnager Verstorbenen, Feldgasse 12 in Dresden, persönlich an sich nehmen könne.“

Hans Herwig hatte nicht ohne Lächeln die Nachricht von dieser längst in Vergessenheit gerathenen Erbschaft lesen können, befähigte doch der Umgang derselben in fast lächerlicher Weise die Erwartungen, die er sich gleich damals von der sonderbaren Klausel des Testaments gemacht.

Tags darauf schon reiste er nach Dresden ab. Die gerichtliche Formalität war bald erledigt, eine Abschrift des Testaments war ihm eingehändigt, der Betrag von 600 Mark ihm ausgezahlt. In der Wohnung der Verstorbenen — Fräulein Ettmühl war vor einigen Jahren wieder nach Dresden gezogen — fand er deren Schwester vor, eine alte freundliche Dame, die ihm sofort die Bilder — mit heimlichem Entzücken sah er sie an — wiederholte — die Tagebücher, zwei in rothem Leder gebundene, verschleißbare Holzkästchen, und die umfangreiche Korrespondenz des Onkels übergab. Die Tagebücher zeigten Spuren der Offenheit: aus Neugier mochte Dame Ettmühl darin geblättert haben. Dagegen bestand sich die Korrespondenz, nach der Versicherung der alten Dame, noch genau in derselben Verfassung, wie sie sich im Nachlaß des Geheimrathes befand. „Alzu teuer“ mußten der pietätvollen Erbin diese „intimen“ Dokumente doch nicht gewesen sein, da sie sich nie die Mühe genommen, auch nur Einblick davon zu nehmen!

Hans Herwig verabschiedete sich von dem alten Fräulein, nachdem er einen Deutlichmann herbeigeholt, der ihm das Ganze, in ein großes Bündel verschmürrt, ins Hotel nachtrug.

Mit herzlichster Freude räumte Hans Herwig den Familienbildern den Ehrenplatz an der Wand über seinem Schreibtisch ein. Und dann nahm er eines Abends auch die „Korrespondenz“ vor. Sie war von dem alten Geheimrath, schon zur Zeit, als er sich hatte emponiren lassen, sorgfältig nach Jahrgängen geordnet und, ein Jahr vor seinem Tode, von ihm selbst verpackt und verschmürrt worden, wie ein Vermerk von des Onkels Hand auf dem verpackten Umschlag des gewaltigen Bündels ausdrücklich betunde. Der Inhalt erwies sich als sehr umfangreich: es kamen fünfzehn dicke Bände Quarta mit 111533333. Bd. 1. Quartband zum Vorschein. Der erste Band reichte noch in die Revolutionsjahre 1848 und 1849 zurück und enthielt, außer Privat- und Geschäftsbriefen, sowie Briefentwürfen von des Onkels Hand, allerlei Kuriosa: Originalentwürfe des Revolutions-Comites, Zeitungsauschnitte, vertrauliche amtliche Mittheilungen u. dgl.

Beim Durchblättern des zweiten Bandes, der die Jahreszahl 1850 trug, stieß Hans Herwig auf eine Freimarte, die nach damaliger Sitte auf dem Briefe selbst klebte. Man pflegte in dieser Zeit Briefe nicht in ein Couvert zu stecken, sondern zusammen zu falten und zu verriegeln. Beim Anblick der Marke stuzte Hans Herwig, denn er erkannte in ihr, ohne je eigentlich Sammler gewesen zu sein, ein Exemplar der überaus seltenen rothen Dreipennia-Marke. „Sol' doch mal,“ rief er seiner, mit einer Sanbarbeit ihm gegenüber stehenden Frau zu, „ostars Markenalbum.“ Und als es zur Stelle gebracht, hielt er ihr, nach einigem Blättern, füllschweigend die Albumseite vor, auf der unter der Abbildung der besagten Marke die einfache Notiz stand: Werth 200—300 Mark. „Solch eine Marke klebt hier.“

Beide haben sich sprachlos an. Dann griff Herwig nach dem Brief-Bande, blätterte häftig die nachfolgenden Briefe auf: Und da wieder eine, und noch eine, und noch eine!

In starker Erregung waren beide aufgesprungen. Hans Herwig hatte seine Frau umfaßt, die ihm besorgt über die Stirne trieb. „Rege dich

nicht auf, Lieber, es kann ein Irrthum sein. Es ist vielleicht eine andere, ähnliche Marke...“

„Nein, nein, Kind, es ist die rechte, verlaß dich drauf, es giebt keine andere, ähnliche. Elsa, liebes Weib, vielleicht, vielleicht wird uns ein ungebures Glück zu theil! Aber rege auch du dich nicht auf, laß uns ruhig der Sache ins Auge schauen. Nicht wahr, Liebste, du läßt jetzt alles und siehst mit mir gemeinsam diese Briefe durch?“

Und nun begann ein Durchblättern der Bände vom ersten Briefe an, der die rothe Marke trug. So sehr sich beide zu begnügen suchten, es lag doch etwas Fieberhaftes in der Art, wie sie Brief um Brief, Schriftstück auf Schriftstück durchmusterten. Und das war nur zu begreiflich, denn beinahe Nummer um Nummer fand sich die kostbare rothe Marke vor!

Hans Herwig hatte einen Zettel ergriffen und markirte mittels Strichen die Anzahl. Es waren meist Stadtpostbriefe, die der Geheimrath empfangen hatte — nur selten einmal einer aus weiterer Entfernung mit einer Ein- oder Zwei-Groschenmarke darunter — und da die Marken auf die Briefe selbst geklebt worden waren, so hatte sich eine Unmenge derselben in der Korrespondenz angesammelt. Als die beiden bis zu dem Jahrgang gelangt waren, da die Marke außer Gebrauch gekommen, und nun — in begrifflicher Erregung — die Striche zusammenzählten, da fanden sich 317.

„Elsa, wenn die Marke wirklich den hier notirten Werth hat, so ergiebt das eine Summe von 60- bis 90,000 Mark! Träumen wir denn oder sind wir wach?“

Aber es war kein Traum. Die tags darauf bei dem größten Markenhändler der Stadt eingeholte Auskunft ergab die Richtigkeit der Abnummot. Hans Herwig war klug genug, die Marken nicht im ganzen einer Handlung anzubieten, sondern sie unter der Hand an einheimische und ausländische Zwischenhändler nach und nach zu veräußern und so eine Summe zu erzielen, die den bescheidenen Künstlerleuten eine sorgenfreie Zukunft sicherte, und sie noch oft voll Dankes des alten Onkels gedanken ließ. Sie thaten es nie, ohne zugleich — im Hinblick darauf, daß der Schatz bei einiger Betrüht auch von der Dame Ettmühl hätte gehoben werden können — den Gomer des Schicksals zu bewundern, mit dem dieses die einflüge Ungerechtigkeitt so glänzend wieder nett gemacht hatte.

## Wo ist das Stroh?

Vom Bodensee wird geschrieben: Unantstößend hier der Kameralamtsbeamte Str., ein richtiges Original, das durch seine gut oberwärtige „faugroben“ Art und seine freimüthigen Auslassungen bei dem Publikum ebenso beliebt wie bei seinen Herrn Vorgesetzten unbeliebt war. Unter den vielen namenhaften Ausländern, die von diesem Herren zirkuliren, verdient es der nachstehende, weiteren Kreisen bekannt zu werden: Zu den amtlichen Obliegenheiten des erwähnten Beamten gehörte es auch, einen öffentlichen Brunnen zum Beginn des Winters mit Stroh umwickeln zu lassen und dieses Stroh im Frühjahr wieder zu entfernen. Die nothwendige Rechnungsablage für diese Staatsaktion lautete dann etwa so: Drei Bund Stroh für Umwickeln des Brunnens 80 Wfg., Umwickeln 50 Wfg., Summa 130 Wfg. Und im Frühjahr: Für Abwickeln des Strohs 30 Wfg. — Ein besonders penibler Rechnungsrevisor aus Stuttgart, der dem freimüthigen Herrn Str. überdies nicht sehr grün war, fand bei Durchsicht der Bücher eines Tages eine klaffenre Lücke in der fraglichen Rechnungsablage. Er schrieb demgemäß an den Beamten: „Es ist umgebend hierbei zu berichten, wohin jedesmal das abgewickelte Stroh gekommen ist.“ Unfer Herr Str., der das faule Stroh natürlich einfach wegwerfen hatte, fand die Frage sinnlos und schandös, und er antwortete prompt: „Das Stroh dürfte sich im Kopfe des Herrn Revisors befinden.“ — Man darf mit Genugthuung hinzusetzen, daß diese Antwort dem schlagfertigen Herrn Str. nicht seinen Posten kostete.

## Ein gewissenhafter Schuldner.

Hauptmann (zu einem Rekruten, der trotz seines Alters von 21½ Jahren schon verheirathet ist): „Wie kommen Sie nur bei Ihrem jugendlichen Alter schon zu einer besseren Gaste?“

Rekrut: „Der Herr Hauptmann werden entschuldigen, aber ich war meiner jetzigen Frau 10 Mark schuldig; die konnt' ich ihr nicht wiedergeben, und da hab' ich sie halt geheirathet.“